

3. performativ

Nun lässt sich einwenden, dass die hier formulierten Thesen im Hinblick auf eine Praktische Theologie schöne Theorie sind. Aber handelt es sich dabei auch um mehr? Um dieser Frage nachzugehen möchte ich hier den Blick noch einmal weiten und allgemeiner fragen: Kann es Räume¹ oder Formen der Versammlung geben, in denen Praktiken der Reflexion, der Ausweitung von Lebbarkeit und der Solidarität performiert werden? Oder anders gefragt: Gibt es Räume, in denen die Frage »Wer zählt?« ständig neu gestellt und dabei auch performiert wird? Wie sähen diese Räume aus? Auf welche Art und Weise würde sich dort versammelt werden?² Diese Fragen eröffnen den letzten Raum der Galerie.

-
- 1 Certeau fasst den Raumbegriff in Abgrenzung zum Ort folgendermaßen: »Ein *Ort* ist die Ordnung (egal, welcher Art), nach der Elemente in Koexistenzbeziehungen aufgeteilt werden. [...] Hier gilt das Gesetz des ›Eigenen‹: die einen Elemente werden *neben* den anderen gesehen, jedes befindet sich in einem ›eigenen‹ und abgetrennten Bereich, den es definiert. Ein Ort ist also eine momentane Konstellation von festen Punkten. Er enthält einen Hinweis auf eine mögliche Stabilität. Ein *Raum* entsteht, wenn man Richtungsvektoren, Geschwindigkeitsgrößen und die Variabilität der Zeit in Verbindung bringt. Der Raum ist ein Geflecht von beweglichen Elementen. [...] Es ist also ein Resultat von Aktivitäten, die ihm eine Richtung geben, ihn verzeitlichen und ihn dahin bringen, als eine mehrdeutige Einheit von Konfliktprogrammen und vertraglichen Übereinkünften zu funktionieren. Im Verhältnis zum Ort wäre der Raum ein Wort, das ausgesprochen wird, das heißt, von der Ambiguität einer Realisierung ergriffen und in einen Ausdruck verwandelt wird [...] Insgesamt ist *der Raum ein Ort*, mit dem man etwas macht.« Certeau, Michel de, Kunst des Handelns. Aus dem Französischen von Ronald Voullié, Berlin 1988, 217f.
 - 2 In diesem Zusammenhang wäre auch ein Zusammendenken mit dem Ereignisbegriff nach Derrida möglich. Vgl. Schüßler, Michael, Praktische Theologie im Ereignis-Dispositiv. Positionen zwischen Dekonstruktion und Option, in: PThI 35, 2 (2015) 97–103. Vgl. Seip, Jörg, Parà. Ereignisdenken in der Praktischen Theologie, in: SaThZ 21 (2017) 102–123.

Doch zunächst einige Überlegungen zu der Frage, was ermöglicht wird, wenn der Performativitätsbegriff³ durch die Praktische Theologie rezipiert⁴ wird: In den verschiedenen Traktaten der Praktischen Theologie ergeben sich zahlreiche Anknüpfungspunkte für eine solche Rezeption, beispielsweise in Bezug auf Seelsorge oder Gemeinde. So könnte eine Seelsorgelehre danach fragen, inwiefern Performativität im seelsorglichen Gespräch von Relevanz ist. Ließen sich die seelsorgliche Begegnung und das kommunikative Geschehen als performativ beschreiben? Welche neuen Perspektiven würde dies für seelsorgliche Praktiken eröffnen? Nach Performativität ließe sich auch in der Gemeindelehre fragen. So beschreiben beispielsweise Herbert Haslinger und Christiane Bundschuh-Schramm: »Gemeinde ist nicht einfach eine in Wirklichkeit umgesetzte theologische Idee. Sie ist immer zugleich und in gleichem Maße ein aus gesellschaftlichen Prozessen und menschlichen Anstrengungen hervorgegangenes Gebilde.«⁵ Es handelt sich also um ein gestaltetes Sozialgebilde, in dem sich Menschen verbunden fühlen. Diesem Verständnis folgend könnte der Performativitätsbegriff eine Möglichkeit sein, die hier aufgeführten Gestaltungsprozesse genauer zu analysieren. So ließe sich beispielsweise fragen: Durch welche performativen Praktiken entsteht eine Gemeinde? Wie wird Verbundenheit geschaffen? Auf welche Art und Weise wird Verbundenheit praktiziert? Welche Ausschlüsse werden dabei performiert? Wie laufen die gesellschaftlichen Prozesse ab? Wer sind die Akteur*innen? Dabei zeigt sich, dass diese Fragen sowohl hinsichtlich Gemeinden, als auch hinsichtlich Versammlungen im Allgemeinen gestellt werden können. Daher werde ich abschließend der Frage

-
- 3 Zum Performativitätsbegriff s. Fischer-Lichte, Erika, Performativität. Eine Einführung (Edition Kulturwissenschaft 10), Bielefeld 2012. Wirth, Uwe (Hg.), Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften, Frankfurt 2002.
- 4 Zur Performativität aus homiletischer Perspektive: Roth, Ursula, Die Performativität der Predigt. Performanztheoretische Zugänge zur Homiletik, in: Meyer-Blanck, Michael (Hg.), Handbuch Homiletische Rhetorik (Handbücher Rhetorik 11), Berlin/Boston 2021, 313–331. Aus religionspädagogischer Perspektive s. Mendl, Hans (Hg.), Religion zeigen – Religion erleben – Religion verstehen. Ein Studienbuch zum Performativen Religionsunterricht (Religionspädagogik innovativ), Stuttgart 2016. Klie, Thomas/Leonhard, Silke (Hg.), Performative Religionsdidaktik. Religionsästhetik – Lernorte – Unterrichtspraxis (Praktische Theologie heute 97), Stuttgart 2008. Aus systematisch-theologischer Perspektive: Trawöger, Sibylle, Ästhetik des Performativen und Kontemplation. Zur Relevanz eines kulturwissenschaftlichen Konzepts für die Systematische Theologie, Paderborn 2019. Aus Perspektive neutestamentlicher Exegese: Reinmuth, Eckart, Neues Testament, Theologie und Gesellschaft. Hermeneutische und diskurstheoretische Reflexionen, Stuttgart 2012, 75–98.
- 5 Haslinger, Herbert/Bundschuh-Schramm, Christiane, Gemeinde, in: Ders. (Hg.), Handbuch Praktische Theologie. Durchführungen (Bd. 2), Mainz 2000, 287–307, 297. Rainer Bucher priorisiert diesen ›pastoralen Prozess‹ in seiner Auseinandersetzung mit der Gemeindelehre gegenüber einer Sozialformorientierung. Vgl. Bucher, Rainer, Wider den sanften Institutionalismus, in: LS 57, 2 (2006) 64–70, 69.

nach Versammlungen, durch die die Frage »Wer zählt?« performiert wird, auf allgemeinerer und damit formaler Ebene nachgehen. Damit eröffnet sich auch die Möglichkeit der Übertragung auf andere Bereiche der Praktischen Theologie.

Grundlage der folgenden Überlegungen ist, mit Arendt gesagt, dass Politik im Zwischen-den-Menschen entsteht. Butler führt dies weiter aus und spricht von einer konstitutiven Relationalität, Sozialität und Interdependenz des Lebens. Daraus lässt sich ableiten, dass es sich bei der Frage nach Versammlungen vor allem um eine Frage nach den Beziehungsweisen handelt. Im Anschluss an die Autorin Bini Adamczak – und unabhängig von einer Bewertung ihrer Positionen – lassen sich Beziehungen als »jene Verbindungen, aus denen die Gesellschaftlichkeit der Gesellschaft besteht«⁶ verstehen. In diesem Sinne geschieht Veränderung immer durch eine Veränderung von Beziehungen als Orte der Handlungsmacht.⁷ Sie erläutert: »Wesentlich ist [...] weniger, welchen Namen wir uns geben, zu welchem Kreis wir uns zählen, sondern wie wir uns aufeinander beziehen, wie wir aufeinander bezogen sind.«⁸ Oder mit anderen Worten: »Nicht um den Punkt geht es also und nicht um den Kreis, sondern um Linien, Knoten und Schlaufen: Verbindungen.«⁹ So ist beispielsweise die Frage nach der Solidarität eine Frage nach den Beziehungsweisen. Diese unterscheidet Adamczak von der Frage nach der Haltung: »Nicht, wie soll ich mich den anderen gegenüber verhalten, lautet sie, sondern, in welches Verhältnis wollen wir uns setzen?«¹⁰ Eine Beziehungsweise der Solidarität hätte, mit Butler gesprochen, das Ziel egalitäre Bedingungen der Anerkennbarkeit zu schaffen und neue Möglichkeiten der Anerkennbarkeit zu eröffnen. Dabei wäre die Frage zu stellen, wie sich ›Realität‹ neu gestalten ließe, indem Machtverhältnisse nicht umgekehrt, sondern unterlaufen werden. Auf diese Weise ließen sich vielleicht Versammlungen performieren, in denen »die Ungezählten [...] sich zu zählen beginnen«¹¹.

Ob und inwiefern dies möglich wäre, ist eine Frage der performativen Praktiken des Versammelns. Aber was hieße das konkret? Raum und Versammlung bestehen in *actu*, also in einem beständigen, anstrengenden Prozess, in dem Beziehungsweisen perfomiert werden, beispielsweise durch Praktiken wie übersetzen, überschreiben, reiterieren, unterbrechen, einsetzen, erfinden, erinnern oder trauern. Zu einem solchen Prozess gehört auch das Aushandeln, denn er müsste den unterschiedlichen vorhandenen Bedürfnissen Rechnung tragen. Es wäre ein Raum, in dem die Strukturen ständig verändert werden, indem beispielsweise Infrastruktur angepasst wird, indem Entscheidungsstrukturen überarbeitet werden und indem

6 Adamczak, Bini, Beziehungsweise Revolution. 1917, 1968 und kommende, Berlin 2017, 246.

7 Vgl. ebd., 255.

8 Ebd., 253.

9 Ebd., 256.

10 Ebd., 270. Zum Begriff der Haltung vgl. Einleitung, FN 100.

11 Butler, MdE, 142.

die Ordnung der Zeit hinterfragbar bleibt. Dabei wären einmal getroffene Vereinbarungen je neu zu treffen, wenn sich die Versammlung verändert. Diese Vereinbarungen würden außerdem mit einem Verständnis davon getroffen, dass Kommunikation nie herrschafts- oder machtfrei ist. Es wäre also ein Raum, in dem sich die Praktiken des Versammelns bewähren müssen oder eben verändert werden. In diesem Prozess würde zugleich das »wir« immer neu hergestellt. Dabei liegt die Verantwortung, mit Butler gesagt, im Zwischenraum von Handeln und äußeren Einwirkungen. Aber wie sähe ein solcher Raum aus? Wie würden die Praktiken des Versammelns und der Beziehungsweisen auf andere Art performiert?

Ein Raum, in dem die Frage »Wer zählt?« nicht verschwiegen wird, wäre ein Raum, in dem die Frage der Zugänglichkeit ständig neu thematisiert wird. Zugänglichkeit lässt sich dabei auf mehreren Ebenen denken: Wer hat die Möglichkeit von diesem Raum zu wissen? Wessen Grundbedürfnissen wird dort Rechnung getragen? Wessen Einschränkungen werden gesehen und wer erhält Unterstützung? Ziel einer Reflexion der Zugänglichkeit wäre es, diese auszuweiten, oder mindestens zu verschieben – in dem Wissen, dass es keine absolute Zugänglichkeit geben kann. Damit hängt auch die Frage zusammen, wer sich als Teil des Raumes bzw. der Versammlung verstehen kann. Was ist dafür nötig? Welche impliziten und expliziten Grenzen gibt es? Wer kennt diese? Wer kann sie übertreten? Ist es möglich, diese zu verändern? Wer hat die Möglichkeit dies zu tun? Zu dieser Reflexion gehört auch ein Umgang damit, dass nie alle erscheinen können. In diesem Sinne wäre die Frage nach den Spalten in der normativen Erscheinungssphäre zu stellen, um so Druck auf deren Grenzen auszuüben. Auf diese Weise könnte es möglich sein, »füreinander lesbar zu werden«¹² – mit dem Wissen, dass nie alle lesbar werden können. Es wäre also eine Form der Versammlung, die um ihre Grenzen weiß und gerade deshalb auch in Beziehung zu anderen Versammlungen steht. In diesem Sinne wäre die Frage nach der »Veränderung des Verhältnisses zwischen den Anerkennbaren und den Nichtanerkennbaren«¹³ immer wieder neu zu stellen.

Es wäre ein Raum, in dem ungewählte Kohabitation gefeiert wird, also eine Versammlung, deren Akteur*innen sich gegenseitig aushalten. Es wäre gleichzeitig eine Form der Versammlung, die Vulnerabilität ernst nimmt und schützt und daher verschiedene Formen der Sicherheit schafft. Dies würde in der Überzeugung geschehen, dass alle Leben das gleiche Recht auf Schutz haben. Um dieser Überzeugung gerecht zu werden, wäre es auch nötig, danach zu fragen, was daran hindert, dass dieses Recht anerkannt wird. Es wäre ein Raum, in dem Reproduktionsarbeit eine hohe Bedeutung hat, weil sie die versammelten und damit exponierten Körper unterstützt, also die vorhandenen Bedürfnisse politisch und räumlich organisiert.

12 Dies., pTV, 54.

13 Ebd., 12.

In diesem Sinne würde sie »die gesellschaftlichen Trennungen etwa zwischen Produktion und Reproduktion, intimer Privatheit und politischer Öffentlichkeit nicht reproduzieren, sie aber auch nicht einseitig auflösen«¹⁴. Es wäre ein Raum, in dem Benennungen variieren, angepasst werden und sich verschieben. Also ein Raum, in dem Sagbarkeit und Repräsentationspraktiken reflektiert werden. Es wäre eine Versammlung, die von Formen der kulturellen Übersetzung geprägt ist, durch die mehr Leben einbezogen werden können – in dem Wissen, dass dieser Prozess die bisher verwendete Sprache erschüttert. Es wäre eine Form der Versammlung, in der die Frage der Sichtbarkeit reflektiert und performiert wird, beispielsweise indem Sichtbarkeiten, so weit möglich, ständig anders verteilt werden.

Es wäre eine Art der Versammlung, die Heterogenität feiert und Konflikte wertschätzt. Ein Raum, der immer provisorisch bleibt und bleiben muss, da das Scheitern konstitutiv zu ihm gehört. Es wäre eine Versammlung, die experimentell andere Beziehungsweisen performiert und damit nie fertig wird. Sie wäre zukunftsbezogen und wüsste, das immer noch etwas aussteht. In diesem Sinne würde sie eine Haltung des ›noch-nicht‹ performieren. Es wäre eine kollektive Ausübung bedingter Freiheit, die um ihre eigene Vorläufigkeit weiß. Auf diese Weise würde die Frage »Wer zählt?« offen gehalten werden und damit zählen.

14 Adamczak, Bini, Beziehungsweise Revolution. 1917, 1968 und kommende, Berlin 2017, 283.

